

Psychoanalyse und normatives Denken

Zur Beziehung zwischen Psychoanalyse und normativem Denken werde ich heute Abend nicht mehr als einige vorläufige Bemerkungen machen können. Ich will mir zuerst Zugang zu einem Thema verschaffen, das bisher kaum behandelt wurde. Ich hoffe, Ihnen zeigen zu können, daß es sich um eine wirkliche Frage handelt, daß die Psychoanalyse von Anfang an damit beschäftigt war, ja daß sie aus einer Auseinandersetzung mit dem normativen Denken hervorgegangen ist. Wahrscheinlich kann sie nur weiterbestehen und sich weiterentwickeln, wenn sie diese kritische Funktion wahrnimmt und ihr gerecht wird. Eine wahre Herausforderung also für Theorie und Praxis! Die Psychoanalyse ist aber nicht bloß Anhängsel einer Kritik des normativen Denkens, sondern als diese selbst zu verstehen. Dies betrifft auch ihren Bezug zur Wissenschaftstheorie, die sich, seit es sie gibt, aus ihrem Verhältnis zur Norm und zum Normativen heraus entwickelt hat.

Welche Rolle spielen die Normen im analytischen Prozeß? Sind sie bloße Randerscheinungen, Nebenprodukte oder dringen sie vielmehr in seine Mitte, in den Kern des Geschehens? Anders formuliert: Wird das normative Denken von außen an die Psychoanalyse herangetragen oder geht es vielmehr aus ihr hervor? Wie läßt es sich erklären, daß sich die Psychoanalyse bisher kaum kritisch mit Fragen der Norm auseinandergesetzt hat? Welches ist demnach der sinnvollste Weg, sich einen Zugang zu ihr zu verschaffen? Wie steht es mit der Norm, mit dem normativen Denken, heutzutage?

Normative Gewalt

Diese Fragen spielen eine zentrale Rolle bei Michel Foucault, der in seiner Kritik der Gesellschaft und der in ihr vorgefundenen Macht vorwiegend vom Begriff der Norm ausgeht. Man kann sie nie allein betrachten und behandeln, sondern immer nur in einem dialektischen Zusammenhang, in Auseinandersetzung mit etwas anderem, auf das sie sich bezieht. Die Norm steht nie für sich allein, sondern immer in einem Verhältnis oder stellt dieses erst her. Von ihr geht Foucault in seiner Kritik der herrschenden Verhältnisse und der Struktur der Macht aus, die seiner Meinung nach hauptsächlich von den juristischen und medizinischen Diskursen ausgeübt wird.

In einem Interview aus dem Jahre 1976 sagt er: »Wir sind in eine Form der Gesellschaft eingetreten, in welcher die Gesetzesgewalt (*le pouvoir de la loi*) nicht im Begriff ist zu regredieren, sondern sich in eine viel allgemeinere Gewalt zu integrieren, grob gesagt: in jene der Norm.«¹ Als Beispiel führt er den Strafvollzug an, dem die Institution des Gefängnisses nicht mehr gerecht wird bzw. Genüge tut. »Als ob es kaum einen Sinn mehr machen würde, ein Verbrechen zu bestrafen, wird der Verbrecher immer mehr zu einem Kranken und die Verurteilung zu einer therapeutischen Maßnahme.« In einer Gesellschaft, die vorwiegend der Gewalt der Norm unterliegt, verliert das Gesetz an Bedeutung.

Ich weiß nicht, ob Foucault mit dieser Darstellung Recht hat oder behalten wird. Immerhin liefert uns die von ihm vorgeschlagene Differenzierung von Norm und Gesetz einen interessanten Anhaltspunkt und einen ersten Zugang zum Begriff der Norm. Das erstaunliche und auch sehr beunruhigende Resultat seiner Analyse ist, daß wir uns auf einen Typus von Gesellschaft hinbewegen, in welcher nicht nur Gewalt und Verbrechen, sondern auch die Norm selbst in Konflikt mit dem Gesetz geraten und sich letztlich seiner Kontrolle zu entziehen drohen. Die zusehends wachsende Gefahr, die Foucault in der Norm und in der von ihr ausgehenden Normierung des gesellschaftlichen Geschehens, d.h. der zwischenmenschlichen Beziehungen, sieht, besteht vor allem darin, daß sie von seiten der legislativen Gewalt immer weniger kontrolliert wird und dementsprechend ihre Macht immer uneingeschränkter ausüben darf. Immer mehr Entscheidungen, die für die ganze Gesellschaft bindend sind, werden von den Gerichten, nicht vom Parlament getroffen. Es liegt nahe, auf faschistische Züge und Tendenzen in unseren westlichen De-

mokratien hinzuweisen. Aber selbst diese Formulierung stellt eine Verharmlosung dar.

Das Hauptinteresse Foucaults galt seit jeher, neben der Jurisprudenz und den Gefängnissen, der Medizin und im besonderen der Psychiatrie. »Die Norm wird zum Aufteilungskriterium der Individuen. Von dem Augenblick an, wo eine Gesellschaft der Norm im Begriff ist sich zu konstituieren, wird die Medizin, als die Wissenschaft *par excellence* des Normalen und des Pathologischen, zur Königin der Wissenschaften.«² In einem anderen Zusammenhang sagt er von der Psychiatrie des 19. Jahrhunderts, daß sie mehr Normen als Wissen produziert habe.

Eine normative Technik?

Was ist von diesen Thesen Foucaults zu halten? Was tragen sie zur Klärung unseres Themas bei? Nach dem Platz der Psychoanalyse befragt, gesteht er ihr zu, sich zwar von der Psychiatrie getrennt, sich aber nichtsdestoweniger nicht nur in den U.S.A., sondern auch in vielen europäischen Ländern nach einem medizinischen Modell entwickelt zu haben. Andersorts fällt seine Kritik viel schärfer aus. Er assoziiert die Psychoanalyse mit einer normativen Technik und versteht sie als Teil des medizinisch-juridischen Repressionsapparats. Seine Kritik trifft also nicht die fehlende Wissenschaftlichkeit ihrer Praxis, wie ihr das von manchen immer wieder entgegengehalten wurde, sondern eine bestimmte Form ihrer Entwicklung. Beruhte ihr anfängliches Selbstverständnis auf einer Auseinandersetzung mit den bestehenden Diskursen, insbesondere der Medizin, der Psychiatrie, der Sexualmoral, der Religion usw., so ging diese für Sigmund Freud grundlegende Position bei seinen »Nachfolgern« allmählich verloren. Sie wich dem Anpassungszwang, dem diese vielerorts unterlagen. Auf beiden Seiten des Atlantiks ging es ihnen vorwiegend um Respektabilität, die jedoch nicht immer mit der Diskurs- und Gesellschaftskritik in Einklang zu bringen war. Vielmehr entwickelte sich in der Nachkriegszeit eine Tendenz der Anlehnung der Psychoanalyse an real existierende ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse.

Was aber wird aus der Psychoanalyse, wenn die Krankenkassen und großen Versicherungsgesellschaften den sowohl räumlichen wie auch zeitlichen Rahmen ihrer Praxis, d.h. Dauer, Frequenz und Anzahl der Sitzungen mitbestimmen? Mit der Normierung dieser wesentlichen Zeitfaktoren geht jene der Analyse schlechthin einher. Dazu gehört auch eine

immer weitreichendere Standardisierung des Analytiker-Werdens. Die dadurch gewonnene vermeintliche Sicherheit wird mit einem Verlust an Originalität und Erfindungsreichtum der Arbeit bezahlt. Zu den originellsten Köpfen der Psychoanalyse gehören, wie auch in anderen Gebieten, oft jene, die einen untypischen Weg eingeschlagen haben. Theodor Reik, Pierre Legendre und viele andere hätten es unter den jetzigen Bedingungen kaum mehr zum Analytiker gebracht.

Der Laienanalyse kommt also eine große Bedeutung zu. Freud hatte diesbezüglich eine viel klarere Position eingenommen als die meisten seiner Analytiker-Kollegen. Für Jacques Lacan wurde sie zum Grundpfeiler seiner analytischen Orientierung bezüglich der von ihm vertretenen Auffassung der Analytiker-Ausbildung. Sie soll weniger von vorab festgelegten Kriterien, als vom tatsächlich stattgefundenen analytischen Weg, also von der *Transmission des Unbewußten*, abhängig gemacht werden.

Die Zukunft wird darüber entscheiden, ob Foucaults Kritik zutrifft oder nicht, ob es der Psychoanalyse gelingen wird, sich aus jener Position zu befreien, in welche sie sich im Laufe von Jahrzehnten selbst hineinmanövriert hat. Wenn sich die Situation in Frankreich etwas von derjenigen in anderen europäischen Ländern unterscheidet, dann ist fraglich, für wie lange noch? Bislang hat sich die Gemeinschaft der Analytiker als stark genug erwiesen, dem Ansturm des Gesetzgebers und dem Bedürfnis nach Normierung der Praxis durch die gesellschaftlichen Instanzen Widerstand zu leisten. In Deutschland sind die Schutzwälle längst gefallen. Die Ursache liegt sowohl in der philosophischen und psychologischen Tradition, mit der die Analytiker sich nie ernstlich auseinandergesetzt haben, als auch in den geschichtlichen Ereignissen, die das 20. Jahrhundert geprägt haben. Das Wort Psychoanalyse, das in diesem Land schon einmal als unzulässig galt, ist im Begriff, aus den einschlägigen Texten des Psychotherapiegesetzes, das auch die Ausübung der Analyse regeln soll, zu verschwinden. Psychoanalyse ist eben keine Tiefenpsychologie und läßt sich auch nicht auf Psychodynamik reduzieren, wie das immer wieder geschieht.

Dies ist kein Grund, pessimistisch zu sein. Vielmehr gilt es die Bedingungen zu schaffen, die einen Neubeginn ermöglichen. Dieser kann zunächst nur zögernd und zögerlich vor sich gehen. Die Frage der Norm wird dabei sicherlich eine große Rolle spielen, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Dazu möchte ich Ihnen heute Abend einige Anhaltspunkte liefern. Nur ihre kritische Betrachtung vermag uns die Instrumente in die Hand zu geben,

die uns erlauben werden, wirksam gegen die schleichende Standardisierung von Theorie und Praxis zu kämpfen.

Disziplinierung des Wissens

Foucault liefert uns einige sehr wertvolle Denkansätze, auch wenn wir sie, was die Psychoanalyse anbelangt, nicht wortwörtlich nehmen können. Wenden wir jedoch seine Kritik auf die Geschichte und die politische Situation Europas im 20. Jahrhundert an, so überfällt uns ein großer Schrecken. Ohne die vorherige Normierung und damit auch Wertung des Lebens durch die Medizin und die biologischen ›Wissenschaften‹, ohne die aktive Mittäterschaft einer Mehrzahl von Ärzten und Psychiatern hätten die Nazis die ›Ausrottung‹ des von ihnen sogenannten ›unwerten Lebens‹ nie ausführen können. Unter diesen besonderen Umständen war die Medizin wirklich zur ›Königin der Wissenschaften‹ geworden, in deren Macht es lag, über den Wert des Lebens, d.h. letztlich über Leben und Tod, zu entscheiden. Diese diskursive, sozusagen ›wissenschaftliche‹ Einkleidung des Tötens, erlaubte es den Tätern, ohne Angst und Hemmnis zu handeln und auch im Nachhinein weder Reue noch Schuldgefühle zu empfinden. Für eine überwiegende Mehrheit gab es, in der Nachkriegszeit, keine personellen Konsequenzen. Und die Folge auf der diskursiven Ebene? Die Spuren, welche die politischen Ereignisse dort hinterlassen haben, sind Teil eines europäischen Vermächtnisses geworden, mit dem sich noch Generationen zu beschäftigen haben.

Die Biopolitik – als neues Paradigma der Macht – bewirkt eine immer weitergehende Normierung des Lebens und der Gesellschaft, die unser demokratisches Grundverständnis längst unterwandert hat und sich der Kontrolle durch den Gesetzgeber immer mehr zu entziehen droht. Den Anfang dieser Bewegung setzt Foucault im 19. Jahrhundert an, das durch eine weitgehende Disziplinierung und Normalisierung gekennzeichnet ist. Er spricht von einem »grand effort de mise en discipline et de normalisation poursuivie par le XIXe siècle«. In Bezug auf Freud fügt er hinzu: »Freud wußte das sehr wohl. Was die Normalisierung anbelangt, war er sich dessen bewußt, stärker als alle andern zu sein. Also, was hat es mit dieser heiligen Scham (*pudeur sacralisante*) auf sich zu behaupten, die Psychoanalyse hätte nichts mit Normalisierung zu tun.«³ Disziplinierung (*mise en discipline*) kann man in mehrfacher Hinsicht verstehen:

- als Ausübung der Macht, auf der gesellschaftlichen Ebene;

- als Erziehungsideal, unter der Voraussetzung der Zucht, Kasteiung, ja sogar Geißelung;
- als Strukturierung des Wissens, zum Zweck des Forschens und Lehrens, auf der Ebene der Wissenschaften.

Die Norm, als Instrument sowohl der Macht (*pouvoir*) als auch des Wissens (*savoir*), trägt zu einer Wechselwirkung zwischen beiden bei, die manchmal zu Verwechslungen führt. Tatsächlich haben die Strukturen der Macht es seit jeher verstanden, sich jene des Wissens zu unterwerfen. Aber nicht selten ist es diesen gelungen, wenn auch in ganz anderen Zeitabständen, jene zu Fall zu bringen. Indem er auf die Nähe von Macht und Wissen hinweist, versteht Foucault die Norm jedoch eher repressiv als kreativ.

Dieser Aspekt wurde besonders von Georges Canguilhem, seinem Lehrer an der Sorbonne und Doktorvater, hervorgehoben und ausgearbeitet. Ihm hat er den Hinweis auf die Problematik der Norm und des Normativen zu verdanken, die für beide zur Lebensaufgabe wurde. Canguilhem veröffentlicht 1967 eine kritische Lektüre des im Vorjahr erschienenen Hauptwerk Foucaults *Les mots et les choses*⁴.

»Keine Philosophie heutzutage ist weniger normativ als diejenige Foucaults, keine der Unterscheidung des Normalen und des Pathologischen fremder. Was das moderne Denken seiner Meinung nach auszeichnet, ist, daß es eine Moral weder vorschlagen will, noch daß sie es kann. Dennoch gibt es eine Frage, mehr als einen Einwand (*objection*), die, wie mir scheint, unmöglich vernachlässigt werden kann: Ist theoretisches Wissen, als spezifischer Begriff, ohne Bezugnahme auf die Norm, überhaupt denkbar?«⁵

Wichtig ist, daß diese Stellungnahme von Canguilhem selbst stammt. Er spricht vom Standpunkt der Wissenschaftstheorie aus, in welcher der Norm eine ausgesprochen kreative Funktion zufällt, insofern sie an der Produktion des Wissens wesentlich beteiligt ist. Kein Wissen ohne Norm? Nur eine Frage, kein Einwand, sagt Canguilhem. Er hat sehr großen Respekt vor der Denk- und Schaffenskraft seines Schülers, den er nichtsdestoweniger an der empfindlichsten Stelle trifft. Als typische Aussage Foucaults, fast wie ein Leitfaden, gilt der bereits zitierte Satz, daß die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts mehr Normen als Wissen produziert habe. Der kritischen Auseinandersetzung mit ihr falle demnach eine Schlüsselstellung in der Gesellschafts- und Diskurskritik zu.⁶

Randerscheinungen und Marginalien

Demzufolge hat jedes Studium der sozialen Phänomene von Randerscheinungen vielmehr als vom bereits Instituierten auszugehen. Vielleicht wurde diese Vorgehensweise nirgendwo konsequenter als bei Foucault (und einigen anderen wie Erving Goffman, Pierre Bourdieu usw.) durchgeführt. Vom Rand aus betrachtet erscheint dasselbe Phänomen in einem ganz anderen Licht als für einen Beobachter, der in der Mitte des gesellschaftlichen Geschehens steht. Nicht anders verfährt die Psychoanalyse, die vom Unangepaßten ausgeht, um darin eine individuelle Variante einer allgemeinen Norm wiederzuerkennen. Indem sie das sogenannte ›Anormale‹ als eine vollwertige subjektive Aussage deutet, versucht sie, alles andere als normativ zu verfahren.

Zu den gesellschaftlichen Randerscheinungen gehören Arme, Bettler, Verbrecher, Kranke, Wahnsinnige und andere Unangepaßte. Als Produkt der herrschenden Normen wird ihr Status in bereits vorhandenen Kategorien gedacht, gegen welche sich Foucaults Kritik an erster Stelle richtet. Das Normative wirkt sich auf der Ebene der Schwachen und Ausgeschlossenen gewaltsam aus, während es auf einer anderen Ebene zur Begründung, ja Legitimierung der Macht einer Minderheit beiträgt. Eine Gesellschaftskritik, die sich mit den politischen Verhältnissen, dem Rechtssystem und der Sexualmoral beschäftigt, vermag sich dem normativen Anspruch der herrschenden Instanzen vielleicht am ehesten zu nähern, wenn sie die soziale Struktur von den Rändern her anders lesbar zu machen versucht. Ganz ähnlich verhält es sich mit Texturen oder Texten, deren Deutung auf Fußnoten oder Marginalien angewiesen ist. Der talmudische Text besteht fast nur noch daraus, ansonsten bliebe er unverständlich.

Indem er sich nicht nur für die Ausgeschlossenen einsetzt, sondern sich sozusagen selbst in eine marginale Position begibt, versucht Foucault von dieser aus die gesellschaftliche Mitte zu betrachten und die dort herrschenden Normen einer kritischen Lektüre zu unterziehen. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt der Justiz und Medizin, die beide, als Produkt der praktischen Vernunft, einen normativen Anspruch erheben. In Bezug auf die Psychoanalyse argumentiert er etwas zurückhaltender, insofern ihr Bezug zur Norm und zum normativen Denken noch einer weiteren Ausführung bedarf. Er hat dennoch als erster Akzente gesetzt, die insbesondere für die *queer*, die *gay and lesbian studies* ausschlaggebend geworden sind. Es trifft zu, daß die Psychoanalyse selbst einer Normierung unter-

worfen ist, die jedoch noch kaum erforscht ist. Ein bestimmter Bezug zur Norm liegt ihr wie jedem Wissen zugrunde, das einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hat.

Dabei kommt es allerdings auf die feinen Unterschiede an, auf das, was aus einer bestimmten Norm herausfällt und was daraus gemacht wird. Die Psychoanalyse ist ein bevorzugter Ort, an dem das zur Sprache kommen kann (darf, soll), was nicht mehr einer Norm entspricht. Jeder Analysant stellt eine Variante davon oder ein Abweichen von ihr dar. Es geht eben nicht darum, ihn zur Anpassung an eine bestehende Norm zu verleiten oder zu überreden, sondern ihm den Mut zur eigenen Singularität zu vermitteln. Nur unter dieser Voraussetzung vermag der Text – des Unbewußten – von den Rändern aus neu angegangen und lesbar gemacht, ja sozusagen neu gesponnen zu werden.

Wider den Anpassungszwang

Um mehr darüber sagen zu können, möchte ich Ihnen einen kurzen, wenn auch etwas schematischen Überblick über die bisherige Geschichte des analytischen Diskurses geben. Die ersten vierzig Jahre, zwischen 1899 und 1939, zwischen der Drucklegung der *Traumdeutung* und Freuds Tod, sind weitgehend durch die Außenseiterposition Freuds geprägt. Sie bestand sowohl im universitären Betrieb, im gesellschaftlichen Umfeld Wiens, einer Hochburg des Antisemitismus, als auch den anderen Wissenschaftszweigen gegenüber, in denen der von ihm entwickelte Diskurs so wenig einzuordnen war wie sein Judentum in dem christlichen Umfeld Zentraleuropas.

Öfter wies er darauf hin, daß er als Jude vielleicht besser darauf vorbereitet war, diese Position auszuhalten und den zahlreichen Anfeindungen standzuhalten. Für Freud war diese vielfältige, überwältigende Außenseiterposition ein wesentlicher Bestandteil seines Selbstverständnisses. Ohne sie hätte er sein Werk nie schreiben können. Er selbst aber ist zur Randerscheinung des wissenschaftlichen Diskurses geworden. Dies hat ihm, zeitlebens, zu schaffen gemacht, ihm aber auch erlaubt, 1938 in den richtigen Zug zu steigen. In Wien war er nur auf der Durchreise: aus Moravien nach Wien kommend, von wo er nach London aufbrach, um dort zu sterben.

In der Zwischenzeit hatte er ein bedeutendes, ein bahnbrechendes Werk geschrieben. Ein jüdisches Schicksal, das sich immer wieder im Proviso-

rischen einzurichten wußte. Freud hat das Nomadentum und das Exil in ein mögliches Schicksal für die Psychoanalyse verwandelt. Was zumindest für ihn zutraf, während viele seiner ›Anhänger‹ gesicherte Verhältnisse vorzogen und dafür den entsprechenden Preis zu zahlen hatten. Mit dem Krieg und nach dem Krieg ist alles anders geworden. Lacan hatte sicherlich Recht, wenn er bereits in den 50er Jahren die amerikanische Psychoanalyse und ihren unbändigen Drang, sich dem *american way of life* anzupassen, ja zu unterwerfen, anprangerte. Die soziologische Komponente davon war, daß diese Verschiebung und damit Umwertung der analytischen Position, besonders von den Exileuropäern, vorwiegend Juden, ausging. Sie setzten alles daran, ihr Außenseiterdasein aufzugeben, vielleicht in der Hoffnung, einmal nicht einer Minderheit anzugehören. Was in einer Großstadt wie New York durchaus möglich war und ist.

Die räumliche und politische Verschiebung des Zentrums von Wien nach New York, mit einer Zwischenstation in London, hat jene der gesellschaftlichen und diskursiven Position des Analytikers mit sich gebracht. Im Deutschland der Nachkriegsjahrzehnte war der Anpassungsdruck noch viel größer. Er ging manchmal so weit, daß nur wenige sich trauten, eine eigene Position zu vertreten oder sie in London oder New York abzusichern suchten, wie mir Margarete Mitscherlich in einem persönlichen Gespräch mitteilte.

Gegenüber diesem soziologischen und historischen Wandel des analytischen Diskurses, gegenüber diesem Positionswechsel des Analytikers wirkte Lacans Ansatz wie ein wohlthuender Befreiungsakt. Nachdem er sich aufgemacht hatte, Freuds Werk zu durchforsten, begab er sich seinerseits sehr früh in eine Außenseiterposition gegenüber der analytischen Institution, nicht aber gegenüber seinem gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld. Darin lag der große Unterschied zu Freud. Anfang der 50er Jahre verließ er, zusammen mit Françoise Dolto und Daniel Lagache, die *Société Psychanalytique de Paris*, um eine neue Institution zu gründen, bevor er 1963 aus der *International Psychoanalytic Association* ausgeschlossen wurde. Ohne diese Marginalisierung wäre er nie zu dem geworden, was er für eine ganze Generation von Analytikern darstellte. Seine Position, sein Widerstand gegen den Anpassungszwang, der von den analytischen Institutionen ausging, wurde zur Voraussetzung für die Weiterentwicklung und Weitergabe des analytischen Diskurses, die an seinen Namen gebunden sind. Es ist ihm gelungen, dem Druck der amerikanischen Psychoanalyse entgegenzutreten und eine andere, lebendigere Lesart des Unbewußten zu entwickeln.

Das bedeutet nicht, daß die von ihm eingeschlagene Richtung denselben Stellenwert für die kommenden Generationen behalten wird. Bleiben wird vielmehr die Aufforderung, weiterzuarbeiten und sich nicht von einer schleichenden ›Normalisierung‹ der Psychoanalyse einnehmen zu lassen. In der Tat haben sich neuerdings in den U.S.A. die großen analytischen Institutionen zusammengeschlossen, um die Standardisierung der Ausbildung weiterzutreiben und festzuschreiben. Ein Umstand, der sich bereits in Deutschland und anderen europäischen Ländern ausgewirkt hat. Zu befürchten ist, daß es mit der Vereinigung Europas zu einer von oben festgelegten Vereinheitlichung der analytischen Ausbildung und Praxis kommen wird.

Zurück zur Laienanalyse

Der Laienanalyse, die für Freud zu den Grundfesten von Theorie und Praxis gehörte, hatten die Amerikaner seit geraumer Zeit – bereits vor dem 2. Weltkrieg – den Rücken gekehrt. Die Psychologen haben sich den Zugang zur Analytikerausbildung erst durch ein Gerichtsurteil erkämpft. Es war jedoch ein Pyrrhussieg, denn die jetzige Standardisierung der Ausbildung übertrifft die vorher geltenden Regeln bei weitem. Es erscheint vollkommen abwegig, im Umgang mit dem Unbewußten, eine Position des Wissens *a priori* festlegen zu wollen. Wer eine Analyse unternimmt, muß auch dazu bereit sein, sich auf ein nicht bereits vorgefaßtes Wissen einzulassen. Somit kann erst *im Nachhinein* entschieden werden, ob eine Analyse wirklich stattgefunden hat, ob und inwiefern es dem Analysanten gelungen ist, dem Wissen – jeder Art von Wissen – gegenüber eine andere Position einzunehmen. Das bedeutet eine völlige Umkehrung der zeitlichen Verhältnisse und eine nicht minder große Umwertung der Wissens- und Denkinhalte. Beides ist nur möglich aufgrund einer Verschiebung der subjektiven Position gegenüber der klassischen Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.

Lacan hat sich ab 1964, dem Jahr seines Seminars über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, intensiv mit dem Thema der Lehranalyse (*analyse didactique*) beschäftigt. Er kam zu dem Schluß, daß analytische Institute weder in die Wahl des Analytikers noch in den weiteren Ablauf der Analyse einzugreifen haben. Es ginge dabei vor allem darum, einer kleinen Anzahl von Lehranalytikern institutionelle Macht zu sichern. Lacan versuchte vielmehr am anderen Ende, nach dem sogenannten Ab-

schluß der Analyse, etwas mehr über ihre kruzialen Momente, ihre Beendbarkeit und den Wechsel von der Position des Analysanten in jene des Analytikers zu erfahren. Das brachte allerdings andere Probleme mit sich. Ziemlich schnell war er sich darüber im klaren, daß die von ihm erfundene Prozedur der *passe* – eines Übergangs also – scheitern mußte. Neben der großen seelischen Belastung für die Kandidaten erwies es sich als unmöglich, daran die Aufnahme (Einschreibung) in eine psychoanalytische Institution zu binden. Als höchst sinnvoll jedoch ergab es sich, erst *im Nachhinein* – durch den eingeschlagenen Weg und die wirklich stattgefundene Arbeit – darüber zu entscheiden, ob aus einer Analyse eine Lehranalyse geworden ist oder nicht. Die Unmöglichkeit einer vorherigen Absicherung, gekoppelt an die Notwendigkeit einer nachträglichen Anerkennung des Begehrens – Analytiker zu werden – fordern eine klarere Einstellung der Laienanalyse gegenüber.

Die *Nachträglichkeit* gehört ohne Zweifel zu den wesentlichen Punkten, die Lacan aus Freuds Texten herausgegriffen hat, um sie weiterzuentwickeln und zu verallgemeinern. Bei Freud taucht der Begriff – bereits in den Briefen an Wilhelm Fließ – im Zusammenhang der Phantasiebildung auf, die sich aus Gehörtem, aber nicht Verstandenem, erst nachträglich, aufgrund der weiteren sexuellen Entwicklung gestaltet.⁷ Derselbe Begriff erlaubt es Lacan, Melanie Kleins Lesart des Präödpalen und Prägenitalen als eine retroaktive Konstruktion vom Standpunkt des Kastrationskomplexes aus zu deuten.⁸ Zu einem späteren Zeitpunkt verhalf ihm die *Nachträglichkeit* zu einer Umdeutung der Lehranalyse in eine subversive Position – des Begehrens – gegenüber jedweder Standardisierung der Analyse und des Analytikerwerdens.

Deshalb möchte ich – im Kontext der Ausbildung – für eine Radikalisierung der Frage der Laienanalyse plädieren, die durch keinen Titel, kein Diplom, kein Curriculum abgesichert werden kann. Auch ein gestandener Analytiker muß sich, sogar nach Jahren, immer wieder fragen: »Wo stehe ich? Was soll ich tun? Was kann ich wissen?« Wenn man von ihm erwarten darf, daß seine Ausbildung nie zum Abschluß kommt, dann ist er auf ein kontinuierliches Überdenken seiner subjektiven Position dem Wissen gegenüber angewiesen. Im Idealfall bringt es ihn dazu, dieses von seinen Marginalien aus, von dem was nicht im Text geschrieben steht, immer wieder neu zu lesen und zu verstehen.

Kritik der ödipalen Normalität

Bei dieser Darstellung der Position Lacans ging es mir vor allem darum zu zeigen, welche Bedeutung ihr innerhalb des analytischen Diskurses, im Zusammenhang mit der Lektüre Freuds, dem Umgang mit seinem Text und der Weitergabe seiner Praxis zukam und weiter zukommt. Diese Außenseiterposition gegenüber der analytischen Institution – die sich noch in der Auflösung der von ihm gegründeten Schule, kurz vor seinem Tode, zeigte – hielt er bis zuletzt durch. So ausschlagend sie für ihn war und blieb, so bestand sie nicht so sehr gegenüber seinem direkten diskursiven Umfeld, in dem sein Name sehr früh zusammen mit Claude Lévi-Strauss, Roman Jakobson, Michel Foucault, Jacques Derrida und einigen anderen zitiert wurde. Er war Teil einer wissenschaftlichen, manchmal etwas dogmatischen Nomenklatura, die sich weltweite Anerkennung – besonders in Nord- und Südamerika – verschafft hatte. In dieser Konstellation wurde Foucault, in seinem Denken und Handeln, zu einem Hauptvertreter der Ausgeschlossenen. Seine Professur am *Collège de France*, die er zu nutzen wußte, hätte jedoch nicht ausgereicht, seine Wirkung zu erklären, seine theoretische und diskursive Position zu kennzeichnen, von der aus er das Normative anprangerte, das sich in den Machtstrukturen der Gesellschaft wie auch der Familie widerspiegelt und sich der Sanktionierung durch die gesetzlichen Instanzen weitgehend entzieht.

Der Psychoanalytiker Lacan, dem Foucault im Frankreich der 60er und 70er Jahre begegnete, war zu einer intellektuellen Autorität für eine ganze Generation geworden. Je mehr er versuchte, von einer gewissen Normierung der analytischen Praxis Abstand zu nehmen und die herkömmlichen *standards*, d.h. die Zeitkriterien, denen sie unterworfen war und noch immer ist, aufzubrechen, umso mehr suchte er die Nähe zum wissenschaftlichen Diskurs, zuerst zur Linguistik und Anthropologie, späterhin zur Logik und Mathematik. Nicht ausgemacht ist, was er dabei von einer – unbewußt oder implizit – normativen Gewalt oder auch einem kreativen Umgang mit den Normen stillschweigend übernommen hat. Eine kritische Lektüre, die sich Lacans Bezugnahme auf den wissenschaftlichen Diskurs zuwendet, müßte zuerst danach fragen, inwiefern er sich selbst mit der Norm und Normativität in jeglichem Sprechen und Handeln auseinandergesetzt hat oder inwiefern seine Aussagen noch das Produkt einer unartikulierten, in seinem Diskurs vielleicht nicht artikulierbaren Norm sind?

In seinem Seminar über *Die Bildungen des Unbewußten* aus dem Jahr 1957-58 weist er zuerst ausführlich auf die Vatermetapher (*la métaphore*

paternelle) und die *drei Zeiten* des sogenannten Ödipuskomplexes hin. Die Sitzungen, in denen er diese zeitliche Fügung der ödipalen Komplexität entwickelt, stellen einen Höhepunkt seiner ersten Seminare, vielleicht seiner Lehrtätigkeit schlechthin dar. Er hat sich auch in späteren Jahren, direkt oder indirekt, immer wieder darauf bezogen. Es handelt sich aber auch um eine der diskutabelsten Stellen, die einer kritischen Beleuchtung bedürfen. Wenn er dort dem Ödipuskomplex explizit eine normativierende, d.h. normalisierende Funktion beimißt,⁹ so betrifft sie nicht nur die moralische Struktur des Subjekts und seinen Bezug zur Realität, sondern auch und vor allem die Annahme seines Geschlechts (*l'assomption de son sexe*). Dieser haftet jedoch in der Psychoanalyse eine gewisse Zweideutigkeit (*ambiguïté*) an.¹⁰

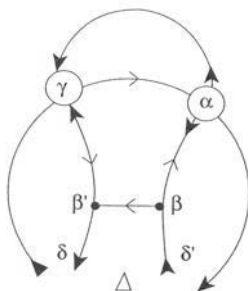
Bei den angesprochenen Registern (Moral, Realität, Geschlecht) handelt es sich um Schwer- bzw. Kristallisationspunkte der drei psychischen Grundstrukturen: Neurose, Psychose, Perversion. Mit *assomption* ist weniger eine bewußte Entscheidung als die Unterwerfung unter eine sprachliche, logische, d.h. normative Instanz gemeint. Von da aus ließe sich das dialektische Paar von Perversion und Normativität überdenken oder erstmals entwickeln und somit das Kapitel der Perversionen neu schreiben. Das würde jedoch den Rahmen dieses Vortrags überschreiten.

Norm und Unbewußtsein

Die Frage, die ich hier mehr andeuten als entwickeln kann, ist jene nach einem möglichen Beitrag der Psychoanalyse zur Problematik der Norm. Zunächst wäre zu klären, inwiefern die Norm, die normative Gewalt, im analytischen Diskurs selbst am Werk ist und was er ihr zu verdanken hat. Welches ist vor allem der Bezug des Unbewußten zur Norm? Unter den Bildungen des Unbewußten zeigt vielleicht der Witz am anschaulichsten, inwiefern in jedem Sprechen eine Norm mitspricht, der es nicht gerecht wird, sogar manchmal widerspricht, ohne welche jedoch jeglicher Aussagewert verloren ginge. Ohne Norm gäbe es keinen Witz, wäre das abweichende, abwegige Sprechen als solches nicht einmal zu erkennen. Der gute Witz besteht in einer subtilen, kaum einer groben Variante dessen, was man sagen kann, darf oder soll. Diese drei Begriffe Kants klingen in jedem Witz mehr oder weniger mit, am ehesten vielleicht noch in diesem jiddischen Witz, der unter Freuds Feder zu einem Bestseller wurde und den ich hier etwas frei wiedergeben möchte:

Kommt der arme Lazarus zu Salomon Rothschild und bittet ihn um etwas Geld. Rothschild, der ihn gut kennt, ist erstaunt über die Höhe der Summe, die jener aber damit rechtfertigt, daß seine Tochter bald heiraten werde und alles an den Verhandlungen über die Mitgift zu scheitern drohe. Rothschild, der einen guten Tag hat, läßt sich erweichen und gibt Lazarus das erwünschte Geld. Etwas später begegnen sich beide wieder im besten Restaurant der Stadt. Rothschild kommt zu einem Geschäftsessen und ist verblüfft, dort seinen armen Bittsteller vorzufinden. Dieser ist im Begriff, genüßlich sein Leibgericht, Lachs mit Mayonnaise, zu verzehren und scheint kaum überrascht, seinen Gönner dort wiederzusehen, der ihn anfaucht: »Wieso sagst du mir, du brauchst das Geld für die Hochzeit deiner Tochter und gibst es aus für das teuerste Gericht im besten Restaurant der Stadt?« Woraufhin Lazarus ganz entrüstet antwortet: »Salomon, ich kann dich nicht verstehen. Wenn ich kein Geld habe, kann ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wenn ich Geld habe, darf ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise. Also wann soll ich eigentlich essen Lachs mit Mayonnaise?«¹¹

Ich weiß nicht, ob derjenige, der den Witz erfunden, zuvor Kant gelesen hat. Aber eine bessere Variation auf die drei nach ihm benannten Fragen kann ich mir nicht vorstellen. Von der Anfangslüge ist nicht mehr die Rede, weil etwas ganz anderes zur Sprache kommt – das Objekt des Begehrens –, das verständlicherweise nicht zugegeben werden kann, ja unsagbar ist. Nicht immer hat der Witz eine solch vollendete Struktur. In jedem Witz spricht etwas anderes mit als das, was gesagt wird, so als ob wir es mit einer Übereinanderschichtung und Überschneidung von mehreren Sprachen oder Sprachebenen zu tun hätten. Lacan versucht diesen Vorgang in einer Graphik – seinem *graphe*¹² – darzustellen, auf welcher der *discours courant* δ' - δ der Alltagssprache von der Signifikantenkette geschnitten wird:



Aus dem Schema geht hervor, daß der Diskurs orientiert ist und die Signifikantenkette in der entgegengesetzten Richtung kreuzt, so daß der Punkt α dem Punkt γ auf der Ebene der chronologisch geordneten Alltagssprache vorausgeht, auf jener der logisch geordneten Signifikantenkette aber folgt. Ein nicht unwesentlicher Teil des Diskurses wird über β - β' abgezweigt und geht an der Signifikantenkette vorbei, wird sozusagen an ihr nicht schwanger. Auf diesem Weg kommt nur ein nichtssagendes Sprechen zustande, eine Gesprächsmühle, die wir auch bei einigen Patienten vorfinden oder bei all jenen, die manchmal viel sprechen, ohne etwas zu sagen.

Die beiden Sprachebenen werden noch durch jenen klassischen Witz illustriert: Zwei alte Freunde treffen sich auf dem Bahnsteig in Warschau. Sagt der eine zum anderen: »Ich kann dich nicht verstehen. Du sagst mir, du nimmst den Zug nach Krakau, damit ich denke, du fährst nach Lemberg. Jetzt aber sehe ich, du steigst wirklich in den Zug nach Krakau. Also, warum lügst du?«¹³ Die Lüge, d.h. die andere Spracheebene, welche der andere Witz erst am Ende aufdeckt, hat hier bereits stattgefunden. Sie ist von vornherein mit der Dimension der Sprache gegeben. Vorausgesetzt wird ein tiefes Verständnis ihrer metaphorischen Struktur, wobei am Ende die Wahrheit sich als die wirkliche Lüge herausstellt. Unübertreffbar!

Man spricht vom »jüdischen Witz«. Es handelt sich um den tiefen jüdischen Geist, der in und mit Freud durchbricht, der aber für einen guten Teil Europas unerträglich geblieben war. Ich weiß nicht, ob er es heute mehr als damals ist. Um ihn zu verstehen genügt es nicht, sich rein intellektuell damit zu beschäftigen. Auch dies kann bitterer Ernst sein. Beim Bahnsteig abstrahiere ich für einen Moment davon, daß man auch von anderen Zügen hätte sprechen können. Ich brauche nur ein Wort oder einen Ort zu ändern, und der Witz wird zur Tragik.

Dieser Witz ist paradigmatisch für die Logik des Unbewußten. Es ist »wie eine Sprache strukturiert«,¹⁴ die zwar einer Norm unterworfen ist, der sie sich jedoch immer wieder entzieht. Mit dem ersten Sprechen, über den Umweg der Muttersprache, wird das Unbewußte übertragen, aber anders als es »ist«. Es verliert dabei seinen ontologischen Status. Das Unbewußte gibt es nämlich nicht an sich, sondern nur im Unterschied zu sich selbst. Es ist deshalb der Ort der Differenz schlechthin. Streng genommen lernt das Kind nicht die Sprache seiner Mutter, sondern von Anfang an lernt es zwischen ihren Worten zu hören und zu sprechen, behauptet es seine Differenz. Daraus entwickelt sich die Metapher, die Fähigkeit mit den Worten zu spielen, die es erlaubt, die Sprache immer wieder zu erfinden.

Diese ursprüngliche Sprachlust scheint dem Psychotiker weitgehend abzugehen und ist auch aus unserem Sprachunterricht zum Teil verschwunden. Wenn er nur darauf hinausliefe, Normen – Syntax, Grammatik, Wortschatz, von der Rechtschreibung nicht zu sprechen – einzupauken, würde er am Wesentlichen vorbeigehen.

Das Unbewußte, als Wissen der Sprache, im Doppelsinn des Genitivs, übermittelt weder ein Wissen über die Norm, noch ein der Norm entsprechendes Wissen. Es stellt vielmehr den verdrängten – oder den ›verfemten‹ (*la part maudite*)¹⁵ – Teil des Subjekts dar, von dem es zunächst nichts wissen will. Um seine irreduzible Differenz darzustellen, die sich der Norm der Umgangssprache entzieht, bedarf es dieses ›anormalen‹ Teils seiner selbst, der ihm als Symptom entgegenkommt. Während die Psychiatrie das Symptom außerhalb der Norm festzuschreiben und die Psychotherapie das Individuum in die Norm einzuschreiben versucht, vermag die Psychoanalyse weder das eine noch das andere. Sie versteht das Symptom als ein Produkt der normativen Gewalt der Sprache, d.h. des Unbewußten und somit der Kreativität des Subjekts. Deshalb geht es ihr auch nicht darum, das Symptom zum Verschwinden zu bringen, sondern als eine genuine Aussage des Subjekts des Unbewußten zu deuten.

Freud und Husserl

In Kapitel VI der *Traumdeutung*¹⁶ befaßt sich Freud fast ausschließlich mit den hier aufgeworfenen Fragen. Es wäre interessant, einige Auszüge davon in einer Seminararbeit zu erläutern und sie mit einem anderen bahnbrechenden Werk zu vergleichen, das in demselben Jahr erschienen ist und dessen Verfasser ebenso wie Freud ein Schüler Franz Brentanos war. Es handelt sich um Edmund Husserls *Logische Untersuchungen*, in denen er die Logik explizit als »normative« und speziell als »praktische Disziplin« bezeichnet. Ich begnüge mich damit, einen Gedanken aus dem Paragraphen 14 zu zitieren, dem er selbst besondere Bedeutung beimißt:

»[...] daß jede normative und desgleichen, jede praktische Disziplin auf einer oder mehreren theoretischen Disziplinen beruht, sofern ihre Regeln einen von dem Gedanken der Normierung (des Sollens) abtrennbaren theoretischen Gehalt besitzen müssen, dessen wissenschaftliche Erforschung eben jenen theoretischen Disziplinen obliegt.«¹⁷

Der Gedanke der Normierung trägt noch die Spur der Norm des Denkens und ist als solcher in sich gespalten. Wichtig ist vor allem die Art des Un-

terscheidens zwischen praktischen und theoretischen Disziplinen. Nach Husserl beruhen erstere auf letzteren, insofern sie einen von der Normierung abtrennbaren Inhalt besitzen. Er ist jedoch deshalb nicht jeder Norm enthoben, sondern begegnet dieser als Instrument der Spaltung zwischen Praxis und Theorie. Konsequenterweise muß man ihr – der Norm – eine begründende Funktion für beide einräumen. Nicht ausgemacht ist damit, wie sie sich auf beiden Ebenen auswirkt. Für Husserl fällt diese Unterscheidung mit jener von Sollen und Sein überein, wozu er weiter ausführt:

»Erwägen wir, um dies klarzustellen, zunächst den Begriff der normativen Wissenschaft in seinem Verhältnis zu dem der theoretischen. Die Gesetze der ersteren besagen, so heißt es gewöhnlich, was sein soll, obschon es vielleicht nicht ist und unter den gegebenen Umständen nicht sein kann; die Gesetze der letzteren hingegen besagen schlechthin, was ist. Es wird sich nun fragen, was mit dem Seinsollen gegenüber dem schlichten Sein gemeint ist.«¹⁸

Daß Seinsollen nicht ohne Sein auskommt (auch wenn es nicht ist, nicht sein kann ...), heißt aber nicht, die Norm ontologisch begründen zu wollen. Sie ist immer in einer Beziehung zu oder auf etwas zu verstehen. Sie ist nicht substantiell, sondern nur relationell begründet.

Mit dem Verzicht auf den Essentialismus der Norm soll jedoch keinem Relativismus Vorschub geleistet werden. Ein Sollen findet seinen möglichen, mehr als wirklichen Grund darin, daß es ein Sein geben kann oder darf. Das Sein entspricht weniger einer ontologischen Möglichkeit oder Notwendigkeit als einem Dürfen, einem Erlauben, die nur von einer anderen Instanz, die nicht mehr ontologisch begründet ist, ausgesprochen werden können. In Frage stehen also die Beziehung und Differenzierung von Sollen und Sein, Wert und Tatsache, die Husserl im Sinne einer klaren Trennung beider Bereiche entschieden hat.

Bei Freud finden wir eine anders orientierte Unterscheidung vor, die uns einen Einblick in die Normierung des von ihm gestalteten Feldes gewährt:

»Traumgedanken und Trauminhalt liegen vor uns wie zwei Darstellungen desselben Inhalts in zwei verschiedenen Sprachen, oder besser gesagt, der Trauminhalt erscheint uns als eine Übertragung der Traumgedanken in eine andere Ausdrucksweise, deren Zeichen und Fügungsgesetze wir durch die Vergleichung von Original und Übersetzung kennenlernen sollen.«¹⁹

Zwischen Traumgedanken und Trauminhalt findet eine Verschiebung der Wertung, »eine völlige Umwertung aller psychischen Werte«, ²⁰ unter der Voraussetzung einer Übertragung oder Übersetzung statt. Der Traumge-

danke ist, nach Freud, an sich verständlich, während der Trauminhalt einer Deutung bedarf. Er entspricht einer Bilderschrift, einem Rebus, in dem jedes Zeichen in die Sprache der Traumgedanken zurückübersetzt, jedes Bild durch eine Silbe, ein Wort ersetzt werden kann. Der Trauminhalt ist knapp, armselig, lakonisch, der Traumgedanke dagegen reichhaltig, umfangreich. Die Traumbildung besteht in der Produktion einer »anormalen« Sprache, die unsinnig erscheint, die aber mit oft witzigen Mitteln den normativen Anspruch des Verbots, der Zensur überlistet oder überschreitet, um dem Ausdruck zu verleihen, was nicht gesagt werden kann, darf oder soll.

Die Traumdeutung – darauf kommt es an – besteht nicht in der Einführung einer Norm, die es erlauben würde, das Sinnlose sinnhaft zu machen, sondern darin, dem Abwegigen, Abirrigen der Sprache seine Berechtigung zu lassen oder erst zu verleihen. Nur so vermag ein Subjekt den Weg zum eigenen Sprechen oder zu einem Platz in der Sprache zu finden. Die Unterscheidung, die Freud vornimmt, zielt auf eine »Umwertung« aller – logischen, ethischen – Werte. Das heißt aber nicht, daß er sie über Bord werfen, sondern daß er sie neu lesbar machen möchte.

Zum Schluß

Die Frage, die ich hier mehr andeuten als ausarbeiten konnte, ist jene nach der Funktion und Bedeutung der Norm und des normativen Denkens für die Psychoanalyse. Meine Hypothese ist, daß mit dem ersten Auftreten des Unbewußten in den Schriften Freuds eine Normativität mitspricht, die nicht nur einen neuen Bereich des Wissens erschlossen hat, sondern konstitutiv für eine neue Diskursivität geworden ist. Das bedeutet jedoch nicht, daß diese damit bereits zur Wissenschaft geworden wäre.

Die Frage der Norm und Normativität hat sich erst allmählich einen Weg durch das 20. Jahrhundert gebahnt. Ich will mich zum Schluß mit dem Hinweis auf eine Normenlogik begnügen, die in den 50er Jahren, zeitgleich mit dem Beginn von Lacans Lehrtätigkeit, in den Arbeiten Georg Henrik von Wrights, einem Schüler Wittgensteins, und einiger anderer entwickelt wurde. Die Zukunft wird zeigen, ob sie auch für die Psychoanalyse von Belang sein wird. Den Anfang macht ein Aufsatz aus dem Jahre 1951, in dem der Begriff der »deontischen Logik«²¹ geprägt wurde. In der psychoanalytischen Theorie wurden davon bisher fast ausschließlich die Modi der Wahrheit und des Wissens behandelt. Ein großer Teil

der Überlegungen Lacans kreisen um erstere, wozu die Begriffe des Notwendigen, Möglichen und Kontingenten gehören, weniger um letztere, welche die Begriffe bzw. Logik des Verifizierens, Falsifizierens und Entscheidens betreffen. Sie werden von der Epistemologie gefordert, damit ein Diskurs sich als wissenschaftlich erweise. Mit den Modi des Sollens beschäftigt sich die eigentliche Normenlogik. Dazu gehören die Begriffe des Gebotenen, Erlaubten, Verbotenen, die im analytischen Diskurs vielleicht am ehesten einen Platz beanspruchen, bisher aber nicht auf ihre logische Struktur hin untersucht wurden. Vielleicht läßt sich von hier aus eine Richtung definieren, welche die Forschung in den nächsten Jahrzehnten wird einschlagen können.

Anmerkungen

- 1 Michel Foucault: »L'extension sociale de la norme«, in: ders., *Dits et écrits III*, Éd. établie sous la dir. de Daniel Defort, Paris 1994, 75.
- 2 Ebd., 75-76.
- 3 Michel Foucault: »Pouvoir et corps«, in: ders., *Dits et Écrits II*, Éd. établie sous la dir. de Daniel Defort, Paris 1994, 759.
- 4 Michel Foucault: *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Paris 1966; [= *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt am Main 1988].
- 5 Georges Canguilhem: *Mort de l'homme ou épuisement du cogito?* in: *Critique* (Vol. 242), Minuit, Paris Juli 1967, 612.
- 6 Michel Foucault: *Le pouvoir psychiatrique*, Collection Hautes-Études, Paris 2003.
- 7 Sigmund Freud: *Briefe an Wilhelm Fließ. 1887-1904*, ungekürzte Ausgabe, hrsg. von Jeffrey Moussaieff Masson, deutsche Fassung von Michael Schröter, Frankfurt am Main 1986, 253 und 263f.
- 8 Jacques Lacan: *Les formations de l'inconscient. Le séminaire. Livre V*, Paris 1998, 307.
- 9 Ebd., 162.
- 10 Ebd., 165.
- 11 Vgl. Sigmund Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, in: ders., *Gesammelte Werke* [GW] I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main, ⁶1976ff, hier GW VI, 51.
- 12 Lacan, *Les formations de l'inconscient*, 16.
- 13 Vgl. Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, GW VI, 127.
- 14 Nach einer fast »kanonisch« gewordenen Definition Lacans.
- 15 Nach einem Ausdruck von Georges Bataille: *L'érotisme*, Paris 1957.
- 16 Freud, »Kapitel VI. Die Traumarbeit«, in: ders., *Die Traumdeutung*, GW II/III, 283-512.
- 17 Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen I. Prolegomena zur reinen Logik*, Tübingen 1980, 40.
- 18 Ebd.
- 19 Freud, *Die Traumdeutung*, GW II/III, 283.
- 20 Ebd., 335 und 520.
- 21 Vgl. Georg H. von Wright: »Deontic Logic«, in: *Mind* (60), 1951, 1-15; in deutscher Übersetzung vgl. ders., »Deontische Logik«, in: Georg H. von Wright, Hans Poser (Hg.), *Handlung, Norm und Intention. Untersuchungen zur deontischen Logik*, Berlin 1977, 1-17.

